Offener Schreibebrief von Lizzie Hanfstengel.

No. 529. Well, Mister Edithor, ich will froh sein wenn die Schul widder starte duht un die Kids komme widder von die Stritt fort. Ich weiß nit, ob ich es nit mehr so gut stende kann wie in frühere Jahre, odder ob se jetzt viel nähstier sin un ob aus die Buwe, wo nur e wenig wild gewese sin, rehgeller Toffs un Raudies geworde sin. Was die for Dricks an die Piebels spiele, das is gar nit mit Worte zu eksprresse un wenn mer siwwe dohte un acht lawendige Lengwitsches juhse duht. Ich kann Ihne off Kohrs nit alles verzähle, was se anstelle duhn, bitahs dann könnt ich e Buch schreiwe was so groß wär wie den Mister Schaksbier seine sämmtliche Werke. Dan hen se den annere Dag sich in die Näh von den Jahrdeingang gesetzt un hen for en Peddler gewatscht. Schließlich is auch so en armer Deibhenker komme, wo „Robberbohnseiernbattels" gehallert hat. Den hen se stappe mache un hen zu ihn gesagt, se hätte in den Keller en Tschonk Eise gefunne, wo er hawwe könnt, wenn er en diesente Preis bezahle deht. Der Mann hat sie en Preis gemacht un damit ware se fättisfeit. Se hen ihn gesagt, er sollt in den Keller gehn un sollt sich das Eise hole, sie wäre nit strong genug for das schwere Ding erauf zu schaffe. Der Peddler is in den Keller gange, is awwer nach e paar Minnits widder zurück komme un hat gesagt, es wär zu schwer for ihn alleins zu täckele, er müßt sich erscht noch e paar starke Männer triege. Nach e kleine Weil hat er sich auch e paar Fellers herbeigeholt gehabt un die sin dann dran un hen den Tschonk Eise autseit gebracht. Der Peddler hat ihn dann mit die größte Mieh an seine Stehl gelegt un das nächste Ding war, daß die Stehl gebostet is. Der Tschonk is erunner gefalle un hat ihn seine kleine Toh geschmäscht un er hat zuerscht in den Drogstohr gehn müsse, for sich widder auffickse zu lasse. Ich hen hinnig mei Fenster gesosse un hen alles gewatscht un hen zu mich gedenkt, wo die Kids das große Stück Eise hergehabt hen. Wie der Peddler widder reduhr komme is, da hat er e wenig an den Klumpe Eise gekrätscht un da hat er ausgefunne, daß es gar kei Eise war. Ich hen später diskowwert, daß die Kids in den Wald en große Rack gefunne hatte den hen se an en Wage heimgeschafft un hen in e schwarze Koht gewwe, so daß er wie Eise geguckt hat. Das alles hen se nur gedahn for den Peddler zu fuhle. Well, Se könne sich denke, daß der Mann sie ebbes zu höre gewwe hat. Ei tell juh, er hat se einiges geheiße un ich hen nur gewischt daß er se iwwer das Nie gelegt un sie e Licken gewwe hätt, daß sie die fuhlische Gedanke for ihr ganzes Lewe vergange wäre.

Der Philipp, was mei Hosband is, hat letzt den Bennie gesagt, er sollt für ihn in den Stohr gehn un sollt ihn e Backs Schnuff hole. Es war so ebaut e Stund nach Sopperteim wie der Philipp ausgefunne gehabt hat, daß sein Supplei zu End war un weil er den Abend sein Meind aufgemacht gehabt hat, emal for e Tschehnsch heim zu stehn, da hen ich off Kohrs nicks dagege sage könne, wenn er sich den Weg e wenig for Entertehnment hat sorge wolle. Well, der Bennie is auch fort un kam erscht nach die längste Zeit widder reduhr. Er hat den alte Mann sein Schnuff gewwe un der hat sich reiteweg eins getäckelt.

„Bennie, hat er gesagt, diesmal hast du mich nit die richtige Sort gebracht, Seller Schnuff is mich viel zu fein, awwer ich denke ich kann eweg mit duhn un ich muß e wenig mehr schnuffse wie gewöhnlich, for daß ich schnell mit fertig sin". Mer hen auf die Bäck-Portsch gesosse un da is es so dunkel gewese, daß mer sei Fieß nit vor die Auge hat sehn könne. Mer hen uns gut unnerhalte; mer hen von allem mögliche gesproche un ich hen so bei mich im Stille gewischt, der Philipp deht alle Nacht heimsteh, das is doch ennihau e ganz anneres Lewe, als wenn ich immer allein sitze muß un der alte Mann hockt bei den Wedesweiler. Ich hen ihn bloß einmal daunzukahle brauche. „Philipp, hen ich gesagt, es is awwer ganz schrecklich wie viel du schnuffe duhst; da is es kein Wunner, daß du dei bische Brehn ganz kohstippehte duhst." „Lizzie, hat er gesagt, ich hen dich ja schon gesagt, daß der Bennie mich en annere Bränd Schnuff heim gebracht hat un daß ich ihn aus den Weg schaffe muß, for daß ich mich morge den schenjuein Ahrtickel kriege kann. Es geht widder emal zu zeige, daß mer die Kids for nicks brauche kann un ich sin schuhr, wenn ich ein schicke deht, mich en Bonsch Weiolets zu kaufe, dann deht er mich e Pfund Pohrksahsetsch bringe." Ich hen ja gut genug gewißt, daß mit die Kids nicks anzufange is un wie noch so ebaut e halwe Stund iwwer war, da hen ich die Mohschen gemacht, daß mer ins Bett gehn wollte. Mer sin denn auch ins Haus un obstehrs hen ich die Lämp geleit, der Philipp hat ganz klohs zu mich gestanne. Wie ich Licht gemacht hatt, da wen ich en Schrei von mich gewwe, ich denke, den hat mer bis an die Zittie-Limits höre könne. Denke Se nur emal an, instett von den Philipp hat en Kohlpechraweschwarzer Nicker newig mich gestanne. Der Philipp hat in denselwe Augeblick in das Luckinggläs geguckt un hat auch en Schrei von sich gewwe wie er sich gesehn hat. Er hat gleich nicks gutes geahnt un hat die Schnuffbacks herbei geholt un da hat er ausgefunne, daß er gar kein Schnuff, sondern Lämp-Bläck war un sellen Stoff hat er den ganze Abend geschnufft gehabt. Well, befohr daß ich ebbes hen sage könne, is der Philipp in die Buwe ihr Bettruhm gange, hat sich den Bennie eraus gepickt un hat ihn so schrecklich verhaue, daß er die ganze Nacht geheult hat. Sehn Se, Mister Edithor, so Buwe hen mir! Mit beste Riegards

Yours

Lizzie Hanfstengel.

Ein freudloses Dasein.

„Unsereiner weiß nicht, was es heißt, vergnügt zu sein", klagte mir kürzlich ein befreundeter Bankinhaber. „Wenn die Geschäfte schlecht gehen, haben wir keine Ursache dazu, und gehen sie gut, so haben wir keine Zeit dafür."

Richtig.

Lehrer: „Wenn ein Stier oder eine Kuh auf einer fetten Weide stehen und nicht fressen, was sind sie dann?"

„Ochsen."

So fleißig.

„Ihre Braut scheint ja sehr fleißig zu sein?"

„Na ob, während wir uns neulich küßten, machte sie mir mit Benzin die Flecken aus dem Rock."

Im Seebad.

„Und wann heirathen wir?"

„Heirathen? Aber wer wird denn eine Verlobung gleich so tragisch nehmen!"

Ausgeplaudert.

Karlchen (im Aquarium zu dem Verehrer seiner großen Schwester): „Nicht wahr, Onkel: so ein strammer Goldfisch — der könnte Dir passen?!"

Kindermund.

Mutter: „Karlchen, willst Du nicht einmal Deinen Spielschrank auftramen?"

Karlchen: „Heute nicht, morgen, Mutti."

Mutter: „Kennst Du nicht das Verschen:

Morgen, morgen, nur nicht heute,
Sagen alle faulen Leute?"

Karlchen: „Aber Mutti, was geht uns das an, was die faulen Leute sagen!"

Die beiden Pantoffelhelden.

— „Warum brechen die beiden Dicken immer gemeinsam auf?"
— „Ja, wissen Sie, die wohnen in demselben Haus, und da ziehen sie sich unten an der Treppe immer gegenseitig die Stiefel aus."

Was Berliner gern hören.

In einer Berliner Zeitung habe ich kürzlich folgende verschieden betitelte Ankündigungen von Concerten gefunden: Philharmonisches Concert, Symphonie-Concert, Abonnements-Concert, Elite-Concert, Vokal-Concert, Instrumental-Concert, Streich-Concert, Solisten-Concert, Militär-Concert, Diner-Concert, Gartenconcert, Frei-Concert, Kaffee-Concert; außerdem Violin-, Klavier-, Zither-, Mandolinenkonzert usw. Jeder der Saalinhaber oder Konzertunternehmer war der Meinung, für den musikalischen Geschmack des Publikums das Richtige getroffen zu haben und künstlerischen Erfolg und klingenden Lohn einzuheimsen. Ob aber alle Konzerte, die sich eines starken Besuches erfreuen, dem musikalischen Geschmack der Besucher entsprechen, wage ich stark zu bezweifeln.

Den musikalischen Geschmack des Publikums kann der am besten beurtheilen, der das Publikum gewissermaßen im Negligee des Musikgeschmacks kennen lernt. Der Kapellmeister, den man vor Veranstaltung von privaten Konzerten konsultiert, weiß darüber etwas auszusagen. — Bei Hoffestlichkeiten zum Beispiel macht die Festsetzung des musikalischen Programms mancherlei Schwierigkeiten. Bei Paradedinners müssen vor allen Dingen historische Märsche auf das Programm gesetzt werden. Findet zu Ehren eines ausländischen Monarchen eine Festtafel statt, so werden in erster Linie Werke jener Komponisten berücksichtigt, die dem Lande des Gastes entstammen. Außerdem werden Erkundigungen eingezogen, welche Komponisten dem betreffenden Fürsten besonders lieb sind. Das Wahre erfahren diese Kapellmeister indessen selten, denn Monarchen haben einen offiziellen und einen privaten musikalischen Geschmack.

Kaiser Wilhelm II. ist kein Freund der modernen Tonwerke: er liebt in erster Linie melodiöse Kompositionen von Meyerbeer (Hugenotten, Prophet), Weber (Oberon), Auber (Fra Diavolo), dann die alten Regimentsmärsche. Mancher in Vergessenheit gerathene alte Militärmarsch ist auf Veranlassung des Kaisers in das Repertoire der Militärkapellen aufgenommen worden, zum Beispiel der Finnländische Reitermarsch, der Gammeljägermarsch.

Bismarck war kein musikverständiger Herr, er hat dies wiederholt zugegeben. Trotzdem verehrte er die Werke eines Meisters: Beethoven. Die Sonaten dieses Mannes ließ er sich in den letzten Jahren in seinem Tuskulum, nachdem er sich von den Staatsgeschäften zurückgezogen hatte, des Oefteren vorspielen.

Prinz Joachim Albrecht von Preußen, der selbst ein ganz tüchiger Musiker ist, spielt am liebsten — seine eigenen Kompositionen.

Krupp, der verstorbene Kanonenkönig, war ein leidenschaftlicher Verehrer italienischer Volksmusik; besonders die süßen Kunstvolkslieder (Addio bella Napoli, Vorrei morire, Non e vero) ließ er sich häufig vorspielen.

Die Lieblingsoper Major Wißmanns, des kühnen Afrikaforschers, war Cavalleria rusticana. So oft ich bei ihm konzertierte, bat er jedesmal, nicht zu vergessen, eine Phantasie aus dieser Oper auf das Programm zu setzen.

Feldmarschall Lord Roberts, der englische Höchstkommandierende, interessiert sich für einen deutschen Komponisten: Lortzing. Das Lied aus dem Waffenschmied „Das war eine köstliche Zeit" hat er besonders in sein Herz geschlossen.

König Ferdinand von Bulgarien ist nach seinen eigenen Worten ein Verehrer von Wagner und — Offenbach.

Bei einem Feste, das in der siamesischen Gesandtschaft zu Ehren des Prinzen Paribatra stattfand, der in einem Berliner Regiment einige Jahre diente, waren auch einige junge Prinzen aus Siam anwesend. Diese baten wiederholt, ihnen doch ihr Lieblingsstück zu spielen: „Haben Sie nicht den kleinen Cohn gesehen?" — Es sind übrigens nicht nur Siamesen, sondern auch hohe Herren des Abendlandes, die solchen Geschmack verrathen.

Bei privaten Festlichkeiten erfährt man sehr oft, wie verständnislos das gehrte Publikum ist, und welcher merkwürdige Geschmack sich manchmal bei der Festsetzung des Programms entwickelt. Bei Vororthochzeiten z. B. muß natürlich, sobald das Brautpaar den Saal betritt, der Hochzeitsmarsch von Mendelssohn-Bartholdy gespielt werden. Weiter spielt sich das Festprogramm folgendermaßen ab: Ouvertüre zu Figaros Hochzeit von Mozart, Brautchor aus Lohengrin von Wagner, die Liebe vom Zigeuner stammt aus Carmen, Hab ich nur deine Liebe von Suppé, Wer uns getraut aus dem Zigeunerbaron, Hast du mich lieb?, Lied von Bohm usw. Außerdem muß der Kapellmeister Rücksicht auf die Vornamen des Brautpaares nehmen und Piècen aus Martha, Die schöne Helena, Joseph, Hänsel und Grethel, Leonore, Margarethe und so weiter für das Programm bereit halten. Aus dem Titel jeder Pièce muß das Wort Hochzeit, Liebe, Braut klingen, das Musikalische hat mit der ganzen Sache nichts zu tun. Oft wäre wahrhaftig das nachstehende Programm besser angebracht: Die verkaufte Braut, von Smetana; Preislied von Wagner und dann zum Schluß Die geschiedene Frau von Fall.

In den letzten Jahren hat sich fast jedes Kaffee Berlins ein eigenes Musikenensemble zugelegt. Im Wettbewerb gelangen diese zahlreichen, zumeist aus Oesterreich-Ungarn stammenden Kapellen zu Ankündigungen, in denen es heißt: „Die größte Kanone" konzertiert im .... Kaffee". „Es schlägt ein, beeilen Sie sich und gehen Sie in das .... Kaffee". „Die Bombe platzt". Auf den Plakaten, die solch ein interessantes Konzert ankündigen, befindet sich das Bildnis eines Mannes, dem die langen Künstlerlocken wirr um den Kopf fliegen. Er hat eine Geige in der Hand, reißt die Augen sperrweit auf wie einer, der durchaus in die Gummizelle will. Das hochverehrte Publikum aber amüsiert sich riesig, wenn ein solcher Künstler während des Spielens die tollsten Bocksprünge macht, plötzlich über das Klavier oder Harmonium springt und zum Schluß den letzten Geigenstrich zusammengekauert in einer Ecke des Podiums in hockender Stellung ertönen läßt. Dieser Künstler weiß den musikalischen Geschmack zu treffen! In ihrer österreichischen Heimath erhalten solche Musiker 1 bis 2 Dollars täglich, in Berlin beträgt die Monatsgage etwa $500 — Berlin aber ist die Stadt der Intelligenz, der Musikverständigen.

Aber auch bei den Militärkonzerten kommt ähnliches vor. Vor einigen Jahren annonzierte ein Militärkapellmeister: „Der berühmte Marsch mit dem historischen Paukenschlag gelangt im heutigen Konzert zur Aufführung." Gespielt wurde der uralte fade Marsch Wien bleibt Wien. Im achten Takte des Trios mußte der Schläger der großen Trommel im stärksten Fortissimo einen Schlag ausführen. Der Dirigent zuckte zusammen wie von der Tarantel gestochen, verdrehte die Augen, drehte sich einmal um sich selbst, und das „musikalische Wunder" war vollbracht. Das Publikum hatte sich zu Hunderten vor dem Orchester angesammelt, um sich diese musikalische That nicht entgehen zu lassen, und brachte dem Kapellmeister Ovationen dar, wie wenn er eine unbekannte Symphonie von Beethoven entdeckt und zum ersten Male glänzend dirigiert hätte. Daß diese Nummer zahllose Male wiederholt werden mußte, ist selbstverständlich.

Ich sagte, daß sich dies vor einigen Jahren zutrug, und der optimistische Leser könnte daraus schließen, daß es seither etwas besser würde. Ich kann, indem ich diesen Artikel schließe, solchen Trost nicht spenden: es wird immer schlimmer.

Eugen Philippi.

Unbekannte Riesenthiere.

Die große Seeschlange wird so lange nicht zur Ruhe kommen, als bis die Stubengelehrten gegenüber den Berichten vertrauenswürdiger Reisender ihr lächelndes Kopfschütteln in Zustimmung zu verwandeln gezwungen sind. Es handelt sich bei der ganzen Angelegenheit nicht so sehr um eine Schlange als um das Vorhandensein noch nicht genügend bekannter, mehr oder weniger riesenhafter Seethiere. Daß solche vorhanden sein müssen, daran ist heutzutage kein Zweifel mehr möglich. Doch scheinen hier in allen kontrollierbaren Fällen nicht große Schlangen in Frage zu kommen, sondern es handelt sich um gewaltige Polypen oder Kraken, von denen schon ein einzelner Arm als Seeschlange hätte betrachtet werden können. Dann, wie es scheint, um ein robbenartiges Thier, wenigstens deutet die gut beglaubigte Begegnung des Schiffes Andromeda mit seinem flachköpfigen Riesenthiere auf ein solches hin; endlich um noch unbekannte kolossale Fische der Tiefsee, die nur durch ganz besondere Zufälle, etwa unterseeische Vulkanausbrüche, an die Oberfläche getrieben werden.

Daneben sind ja ganz gewiß Augentäuschungen in Menge vorgekommen; Züge von Delphinen brachten den Eindruck einer langen, schwimmenden Schlange hervor, Tangwiesen wurden für Meerungeheuer gehalten. Jules Verne hat in einer seiner Erzählungen allerhand solche Fälle zusammengestellt. Aber neben den zahlreichen Täuschungen bleiben die Tatsachen bestehen, die sich durch das ungläubige Lächeln der Wissenschaftsphilister nicht aus der Welt schaffen lassen.

Von einer solchen einwandfrei beglaubigten Thatsache erzählt Dr. Ernst Budde in einem ebenso belehrenden wie unterhaltenden Buche: Naturwissenschaftliche Plaudereien. Neben vielen anderen fesselnden Themen behandelt der Verfasser auch darin die Seeschlangen. Er hält es nicht für unmöglich, daß es wirklich Reptilien oder Amphibien sind, vielleicht Nachkommen urweltlicher Saurier. Hauptsächlich erwähnt er aber einen Fall, der sich an der Küste Westaustraliens im Jahre 1879 zugetragen hat. Der Pfarrer des Ortes Busselton an der Geographenbai erblickte am Abend des 30. März in der Nähe des Strandes einen etwa 60 Fuß langen Fisch, der einen plumpen, klotzartigen Kopf hatte. Als der Pfarrer einen Bekannten anrief, um ihm das merkwürdige Tier zu zeigen, schoß es seewärts, kehrte aber bald darauf ans Ufer zurück. Der Beobachter vergleicht seine Bewegung mit der eines Hechtes oder eines Schwertfisches. Es wurde noch von verschiedenen Personen gesehen. Die hereinbrechende Dunkelheit verhüllte dann das räthselhafte Wesen: am andern Morgen scheint es noch in der Entfernung, aber ziemlich undeutlich, wahrgenommen worden zu sein.

Aber das Buddesche Buch enthält noch ein viel interessanteres Kapitel, dessen Inhalt seither weder widerlegt noch durch neue Beobachtungen bereichert worden ist.

Er spricht von festländischen Kollegen der Seeschlange und erörtert die südamerikanische Tradition vom Minhocao, einem unter der Erde wühlenden Ungeheuer, das Bäume umstürzt, Seen entwässert und trockenes Land in Morast verkehrt. Natürlich denken wir bei solchen Legenden zunächst an eine Art von Erdbeben. Doch solche tektonischen Vorgänge wären nicht imstande, grabenartige Spuren zu bilden. Bäume zu schälen, schuppenartige Abdrücke im Lehme zu hinterlassen. Die Sache ist äußerst räthselhaft. Ein geachteter Zoologe, Fritz Müller, scheint die Spuren des Minhocao eines ernsthaften Berichtes für würdig gehalten zu haben. Man hat aber nicht nur Spuren dieses Unthiers gesehen; eine ganze Anzahl von Leuten will es selbst erblickt haben.

Der eine Zeuge sah ein seltsames Thier von ungeheurer Größe, mit einer Schnauze wie ein Schwein. Einer Negerin erschien der Minhocao groß wie ein Haus. Mehrere schildern es als einw urmförmiges Thier von 75 Fuß Länge, mit zwei Hörnern am Kopfe. In der Gaceta de Nicaragua hat (vor etwa vierzig Jahren) ein Augenzeuge berichtet, daß eine Obstpflanzung, die auf einem kleinen, plötzlich entstandenen Hügel angelegt worden war, umgestürzt wurde, daß die ganze Umgegend zerwühlt war und Abdrücke von zwei schuppigen Körpern im Lehme zurückgeblieben waren.

Lassen wir die Berichte abergläubischer Neger und Waldläufer beiseite, halten wir uns an die vertrauenswürdigeren Meldungen, so stimmen sie in folgenden Punkten überein: das fragliche Thier führt ein maulwurfsartiges Dasein; es hat die Kraft, Bäume umzuwerfen; es scheint harmlos und ängstlich, denn es entzieht sich dem Menschen und erschrickt wohl gar selbst über das Gekrache der Waldriesen, die es unversehens gefällt hat.

Die äußere Erscheinung des Minhocao wird sehr verschieden geschildert. Doch nennt man ihn in Mittelamerika Sierpe, man denkt also offenbar an ein schlangenartiges Geschöpf. Und wir dürfen vielleicht daran erinnern, daß es in Südamerika sogenannte Wuhlen oder Blindwuhlen gibt, die geradezu ein unterirdisches Dasein führen. Die uns bekannten Arten dieser Reptiliengattung haben nur eine mäßige Größe.

Aber die meisten Angaben über den Minhocao widersprechen geradezu der Vorstellung eines schlangenartigen Thieres. Man spricht da von einer Schweineschnauze, einer rindenartigen Haut, Schuppen, wie sie die Gürtelthiere haben. Und besonders dieser letztere Umstand hat Budde auf die Idee gebracht, daß es sich vielleicht um gigantische Armadille handeln könnte, wie sie ja eben in jenen Gegenden als Fossilen vielfach noch gefunden worden sind.

Man möchte sich versucht fühlen, derlei Erwägungen als phantastisch beiseitezuschieben. Wenn man sich aber vor Augen hält, daß in den letzten Jahrzehnten eine bedeutende Anzahl merkwürdiger Thiere in den entlegeneren Welttheilen entdeckt worden sind; daß man erst vor kurzem ein bis dahin noch völlig unbekanntes großes Säugethier, das Okapi, in den Wäldern Innerafrikas gefunden hat; daß Südamerika noch viel weniger bekannt, noch viel räthselhafter ist als der dunkle Erdtheil, daß man schließlich die Existenz des angeblich ausgestorbenen Riesenfaulthiers in den Wildnissen Patagoniens für wahrscheinlich zu halten begonnen hat — dann darf es nicht unmöglich erscheinen, daß einst der Minhocao und die sogenannte Seeschlange einen Platz in den naturgeschichtlichen Lehrbüchern erhalten werden.

Bileams Esel.

Von der Schafsgeduld des amerikanischen Volkes selbst den schreiendsten Uebelständen gegenüber ist schon oft gesprochen worden. Der „Manufacturers Record" hat einen vielleicht noch mehr zutreffenden Vergleich, indem er es dem Esel Bileams gleichstellt, der geduldigsten aller Kreaturen, von denen die Geschichte weiß. Kein anderes Volk trägt seine Steuerlast mit demselben Gleichmuth wie das unsere und keines erwartet für seine Abgaben weniger. Laut statistischer Feststellung sind die öffentlichen Ausgaben, nationale, staatliche, munizipale und so weiter, seit dem Jahre 1897 von tausend Millionen auf zwei und einhalb tausend jährlich gestiegen, um hundertundfünfzig Prozent. In derselben Zeit hat die Bevölkerungszahl nur um fünfundzwanzig Prozent zugenommen.

Oeffentliche Ausgaben müssen sein und nehmen mit dem Wachsthum des Landes zu, tragen natürlich auch zu demselben bei. Doch ist eine solche Zunahme im Mißverhältnis zu der der Bevölkerung unverzeihlich. Diese unnöthige Last, sagt der „Record", ist der Ueberzahl und Unfähigkeit der Horde von Beamten zuzuschreiben, die auf Kosten des Publikums leben. Es gibt im ganzen Lande, von Washington herunter, kaum eine einzige Verwaltung, die nicht so geführt wird, daß ein gewöhnliches Geschäftsunternehmen innerhalb von sechs Monaten dabei bankerott machen müßte. Der große Fehler ist, daß eine große Anzahl der Gehaltsbezieher aus irgend einem anderen Grunde als dem angestellt wird, daß sie gehörig qualifiziert sind, den öffentlichen Dienst ordentlich zu versehen. Und ein nicht geringer Theil der Zunahme der Ausgaben ist auf Rechnung der Tendenz zu schreiben, daß die Bundesregierung Aufgaben übernimmt, die ihr die Verfassung gar nicht zugewiesen hat.

Die Abhilfe wird kommen, wenn das nachgeborene Ebenbild von Bileams Esel, das amerikanische Volk, zu begreifen beginnt, wie schwer es unnöthigerweise besteuert ist. Es wird dann verstehen lernen, daß, wenn es sich zu direkter Besteuerung versteht, jedermann für den Unterhalt der Verwaltung nur so viel bezahlen wird, als er imstande ist und ihm pflichtgemäß zukommt, anstatt daß er versucht, durch irgendwelche Kniffe die Last auf die Schultern eines jeden anderen oder einer anderen Klasse abzuwälzen. Sobald einmal die Steuern direkt aus eines jeden Tasche in barem Gelde kommen, wird das Volk seine Repräsentanten zu strengerer Rechenschaft über die öffentlichen Ausgaben anhalten. Vor einer Reihe von Jahren erklärte Edward Attinson, einer der einsichtsvollsten Volkswirthe seiner Zeit, daß die Fähigkeit des amerikanischen Volkes, sich Prosperität zu erhalten und eine bedeutende Rolle im Welthandel zu spielen, davon abhinge, daß es billig zu produzieren verstehe, daß es aber darin durch schwere Besteuerung empfindlich gehindert werde. Die Frage ist, ob zweiundeinhalbtausend Millionen nicht mehr ist, als das Land zu gesunder Entwicklung an Steuerlast zu tragen vermag.

Der Handel mit unseren Territorien.

Das statistische Bureau gibt an, daß der Handel der Ver. Staaten mit seinen Territorien, die nicht mit ihnen zusammenhängen, während des kürzlich abgelaufenen Fiskaljahres annähernd die Höhe von 190 Mill. Dollars erreichte. Im Jahre 1897, also im Jahre vor dem Krieg mit Spanien, war die Summe nur 35 Millionen. Die größte Steigerung zeigt der Verkehr mit den Philippinen. Dies ist auf das Gesetz zurückzuführen, das die Privilegien der Zollfreiheit erweiterte.

Die Einfuhr von den Philippinen während der elf Monate, mit Mai endend, dem letzten Monat, für den Zahlen erlangbar sind, betrug $15,887,418 gegen $8,860,429 während der entsprechenden Monate im vorhergehenden Fiskaljahr. Der Import im Mai dieses Jahres war $1,935,110 gegen $336,097 im Mai 1909. Die Ausfuhr nach den Philippinen belief sich in den gleichen elf Monaten auf $15,140,445 gegen $9,825,083 im Vorjahr. Für den Monat Mai weisen die Ausfuhrzahlen $1,363,738 in diesem Jahr gegen $960,541 im Jahre 1909 auf. Die Totalsumme unseres Philippinenhandels beträgt für dieses Fiskaljahr 33 Millionen Dollars gegen 20½ Millionen im Jahr 1909, also eine Zunahme von über 50 Prozent.

Die größte Steigerung der Einfuhr aus den Philippinen zeigen: Hanf $10,000,000 gegen $6,666,666 in den elf Monaten des Vorjahres; Zucker $3,500,000 gegen $1,500,000; Zigarren und Zigaretten $1,500,000 gegen $2,761.

In Betreff unserer Ausfuhr nach den Philippinen ergeben sich für beide Jahre folgende Vergleichszahlen: Mehl $1,333,333 gegen $750,000; Baumwollstoffe $2,500,000 gegen $800,000; Fleisch und Milchprodukte $1,000,000 gegen $500,000; Leder und Manufakturwaren $8,000,000 gegen $4,000,000.

Die elfmonatliche Vergleichsperiode beider Jahre ergibt für die übrigen Territorien folgende Zahlen: Alaska $12,500,000 gegen $13,000,000 im Vorjahr; Hawaii $40,500,000 gegen $35,666,666; Portoriko $28,000,000 gegen $22,333,333. Dagegen war unsere Ausfuhr: Alaska $16,333,333 gegen $15,000,000 im Vorjahr; Hawaii $18,750,000 gegen $16,000,000; Portoriko $24,750,000 gegen $22,000,000. Alles in allem geht aus diesen Aufstellungen hervor, daß der „Imperialismus" sich bezahlt, wenn man ihn strikt vom Geschäftsstandpunkt aus betrachtet.

Abgewunken.

Sie: „So ein Baum ist zu beneiden... Wenn der Sommer kommt, bekommt er stets ein schönes neues Kleid...."

Er: „Ja, ja .... Und wenn man bedenkt, daß er es sich auch selber macht!"

Ein guter Ehemann.

Frau: „So spät kommst Du wieder aus Deiner Stammkneipe, den ganzen Nachmittag habe ich auf Dich gewartet; weiß Du denn nicht, daß heute mein Geburtstag ist?"

Mann: „Aber natürlich, Weibchen, den haben wir ja gerade gefeiert!"